Fortschritte der Medizin
Redaktion Prof. Dr. Arthur Keller, Berlin. Verlag Hans Pusch, Berlin.

Sonderabdruck aus Nr. 27/28 vom 19. Juli 1922. — 40. Jahrgang.

Aus den Briefen des Klinikers M. E. A. Naumann in Bonn und über seine Beziehungen zu Goethe

Von Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Die Auszüge aus nachfolgenden Briefen an Naumanns Bruder, Carl Naumann, Mineralogen in Leipzig, die sich im Besitz des Prof. Dr. Ernst Naumann, Berlin, befinden[1]), sind wohl geeignet, nicht nur ein Bild der Zeit von 1836—1871 zu geben, sondern sie werfen auch interessante Schlaglichter auf den jeweiligen Stand der Medizin und der sie betreffenden Tagesfragen.

Vorangeschickt seien einige Daten aus M. E. A. Naumanns Leben. Geboren in Dresden am 7. Oktober 1798, studierte er seit 1816 abwechselnd in Berlin und Leipzig. 1823 erschien von ihm: „Ueber die Grenzen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften", mit einem Motto aus Goethes Faust auf dem Titelblatt und mit einer Widmung an dessen Dichter versehen, „als Beweis seiner innigen Hochachtung". An zwei Stellen seines Buches S. 161 und 180 nimmt er Bezug auf Goethes Farbenlehre, Tübingen 1810, § 617. Es mag sein, daß Naumann auf diese Weise mit Goethe in Berührung gekommen ist.

Diese meine Vermutung wird durch die folgenden drei Briefe Naumanns an Goethe bestätigt, die sich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar befinden und an dieser Stelle ihren Platz finden mögen.

Wie viele Tausende, hat es auch Naumann versucht, Goethe für sich und seine Werke zu interessieren. Er scheint aber nicht viel Glück dabei gehabt zu haben. Indes hat Goethe durch seinen Arzt C. Vogel Gelegenheit genommen, sich über Neumann zu informieren. Bereits am 23. Oktober 1921 hatte Goethe (Weimarer Ausgabe, Briefe Bd. 35, S. 156)

[1]) Ich verdanke sie der Vermittlung von Dr. Hans Günther in Leipzig.

an G. G. Güldenapfel (?) geschrieben: „In dem 10. Stücke des Isis steht ein Aufsatz, unterschrieben Moritz Naumann, Med. et Chir. Dr., ich wünschte nähere Nachricht von ihm.“ Der Aufsatz war betitelt: „Bestimmung der Ausdehnung des Begriffes der Geschichte“ (S. 671—673).

I. Naumann an Goethe.

Ew. Excellenz!

Nach langem Stillschweigen, welches durch die Kälte gerechtfertigt zu werden schien, mit der Ew. Exzellenz das Werkchen aufgenommen haben, welches ich mit allen seinen Tugenden und Mängeln, im Jahre 1823[1]), Ihnen zuzueignen mir die Freiheit nahm, ergreife ich, den Sie vielleicht kaum dem Namen nach kennen, die Feder, um im Vertrauen, einerseits auf Ihren Edelmuth, andererseits auf meine Tüchtigkeit, Sie, um Ihre mächtige Verwendung zu bitten. Sollte nämlich die, bisher von Heusinger, in Jena bekleidete Stelle, noch nicht besetzt seyn, so ersuche ich Ew. Excellenz, mich unter die Zahl der Bewerber um dieselbe aufnehmen, und gnädig zu mir herabblicken zu wollen. Ganz gewiß würde ich Ihrer Empfehlung keine Schande machen! Uebrigens gründet sich meine Bitte nicht auf pecuniäre Verhältnisse, denn ich bin eher wohlhabend, als arm zu nennen; sondern auf den lebhaften Wunsch, Leipzig, den Ort, in welchem die medicinischen Wissenschaften in einen Zustand von Lethargie versunken sind, der nur bisweilen durch nutzlose Streitigkeiten, und durch Hindernisse, die man Anfängern in den Weg legt, unterbrochen wird, — mit einer Universität vertauschen zu können, in welcher ein frischeres Leben grünt. Der klassische Boden des Saal-Landes würde die glücklichste Wohnung darbieten!

Drey Werkchen, welche demjenigen, das ich, schaamroth, Ew. Excellenz zu Füßen legen durfte, gefolgt, und höchst günstig beurtheilt worden sind, so wie viele, in den neusten medicinischen Zeitschriften von mir herrührende Aufsätze, in denen die Resultate mancher nicht unwichtigen Beobachtung mitgetheilt sind, würden mich vielleicht am besten empfehlen können, wenn dieselben Ew. Excellenz bekannt geworden wären. Wenigstens glaube ich durchgängig mehr der Wahrheit, als der Meinung gehuldigt zu haben, und bin deshalb, trotz meiner Verborgenheit, vielen ein Stein des Anstoßes geworden. Nach Art der schlechtesten Dichter, würde ich meine gesammten Arbeiten Ew. Excellenz zugeschickt

[1]) M. E. A. Naumann, Ueber die Grenzen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften. Berlin u. Leipzig 1823.

haben; aber ich fürchtete Ihren ernsten Blick, und so unterblieb es.

Jetzt habe ich es gewagt, dem größten deutschen Manne, zu dem Tausende ihre Stimme erheben, meinen innigsten Herzenswunsch zu offenbaren! Gewiß wird auch dieser Wunsch verfliegen, und spurlos in meine Seele zurücksinken; ja! mir ist, als ob es der Sonne nicht gezieme, den düstern Schimmer des kleinen Lichtes, durch ihre Strahlen zu beleben. Aber, niemals werde ich mich schämen, Ew. Excellenz, um etwas gebeten zu haben, — ewig werde ich in den Schätzen Ihres Geistes schwelgen, und in seinen Werken den großen Urheber verehren!

„Warum uns Gott so wohlgefällt?
„Weil er sich uns nie in den Weg stellt."

Empfangen Sie die Versicherung der gränzenlosesten Hochachtung, von dem entferntesten Trabanten Ihres Sonnensystems.

Ich verbleibe Zeit meines Lebens

Ew. Excellenz

dankbar ergebener

Leipzig.
d. 20. Januar
1825.

Moritz Naumann,
(Praktischer Arzt und academischer
Docent in Leipzig.)

II. Naumann an Goethe.

Hochgeborener Herr Staatsminister!

Ich habe die Ehre Ew. Excellenz beifolgend eine kleine Schrift zu übersenden, in welcher ich den Versuch wage der Semiotik[1]), einer Doctrin die als die eigentliche Uebergangsstufe aus der theoretischen in die praktische Medicin betrachtet werden muß, die erste wissenschaftliche Grundlage zu geben, indem ich den noch gänzlich brach liegenden allgemeinen Theil derselben bearbeitete. Viele neu gewonnene Gesichtspunkte verdanke ich den geistreichen Winken und scharfsinnigen Bemerkungen, welche die morphologischen Hefte in so reicher Fülle darbieten. Deshalb nehme ich mir die Freiheit Ew. Excellenz ein Exemplar dieser Schrift zu Füßen zu legen.

Ein Wort des Lobes oder Tadels von Ihrer Hand würde mich höchst glücklich machen; da aber weder das Eine, noch das Andere geschehen wird, so ersuche ich

*) M. E. A. Naumann, Handbuch der allg. Semiotik. Berlin 1826.

Ew. Excellenz, wenigstens stillschweigend mir erlauben zu wollen, auch fernerhin das Unerreichbare zu meiner Erquickung hoffen und erwarten zu dürfen.

Ich habe die Ehre mit ausgezeichneter Hochachtung zu verbleiben

Ew. Excellenz

gehorsamster

Berlin. Moritz Naumann

d. 10. Juli 1826.

III. Naumann an Goethe.

Ew. Excellenz.

Sie werden Sich vielleicht noch eines Zudringlichen erinnern, welcher nur einmal das Glück hatte, von Angesicht zu Angesicht[1]) Ihnen gegenüber sich zu befinden, — der nachmals zu wiederholten Malen Ihnen zu schreiben wagte, aber — wie recht und billig scheint — niemals durch eine Zeile von Ihrer Hand erfreut wurde, die er triumphirend in seinem Kreise hätte aufweisen können. Das nämliche Individuum wagt es jetzt, dem erhabensten und tiefsten Geiste Deutschlands, ein kleines Büchlein bescheidentlich darzubringen, in welchem Zweifel zu berichtigen versucht worden sind, die den Arzt am unheimlichsten bedrohen.[2])

Sollte ich Ihrer großartigeren Ansicht über diesen Gegenstand mich nicht genähert haben, so finde ich doch in Ihren unsterblichen Werken Argumente genug, die auch mir zur Stütze dienen.

Ich verharre mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Excellenz

Bonn, gehorsamster

d. 15. Septbr. Professor Dr. Moritz Naumann.

1830.

Inzwischen war Naumann 1824 Privatdozent in Leipzig und kam 1825 als Prof. Extraordinarius nach Berlin. 1826 gab Naumann ein Handbuch der allgem. Semiotik heraus. Ueber dieses muß Goethe Erkundigungen bei seinem Arzte C. Vogel eingezogen haben. Darauf bezieht sich der Brief Vogel's an Goethe vom 7. August 1826, der sich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar befindet und den ich eben-

[1]) Wann Naumann Goethe kennen gelernt oder wenigstens gesehen hat, ist nicht zu bestimmen. Goethes Tagebücher verzeichnen ihn nicht.

[2]) Naumann, Versuch eines Beweises für die Unsterblichkeit der Seele aus dem physiologischen Standpunkte. Zugleich als Einleitung in die sogen. Geisteskrankheiten. Bonn 1830.

falls wie die vorigen Briefe der Copie des Herrn Prof. Hecker verdanke.

IV. Vogel an Goethe.

Ew. Excellenz!

habe ich die Ehre, anliegend mit dem unterthänigsten Danke Naumann Handbuch der allgemeinen Semiotik zurück zu senden. Der Verfasser hat die ihm von seinem beberühmten Lehrer, dem Geheimen Rathe Berends in Berlin, mitgetheilte Idee des Werkes mit vielem Glücke bearbeitet und so wirklich eine neue Bahn für eine in der letzteren Zeit nicht allein auf Universitäten zu sehr vernachlässigte Disciplin gebrochen. Dieß mein unmaßgebliches Urtheil über das Wesen. Die Form anlangend, wäre wohl zu wünschen gewesen, daß der Verfasser seine beifallswürdigen Ideen und zweckmäßig gesonderten Begriffe in einer präcisern und weniger dunkeln Schreibart vorgetragen hätte. Verläugnet also hierin der Schüler in etwas seinen oben genannten, in bündigem und klarem Ausdrucke excellirenden Lehrer, so zeigt er sich desselben durch eine gut angebrachte klassische Gelehrsamkeit und durch eine, manchmal vielleicht etwas zu ängstlich und weitläuftig erstrebte Vollständigkeit und Gründlichkeit wiederum würdig. Ich darf wohl kaum hier noch bemerken, daß der Verfasser die Semiotik nach Analogie der allgemeinen Pathologie zu bearbeiten unternommen hat und daß in seiner Schrift das Krankheitszeichen nur nach den allgemeinen, ihm zukommenden Eigenschaften gewürdigt wird.

Mit tiefster Verehrung

Ew. Excellenz

Weimar unterthänigster

d. 7. August 1826. Dr. Vogel.

Von 1828 bis zu seinem Tode (19. Oct. 1871) war Naumann ord. Professor der Heilkunde in Bonn. Eine Berufung nach Zürich hatte er abgelehnt (Gurlt-Hirsch) Naumanns zahlreiche Arbeiten sind bei Callisen, Band 13 (Kopenhagen 1833), S. 433—37 und ebenda Band 31 (Kopenhagen 1843), S. 3—6 angezeigt. In der Allgem. Deutschen Biographie fehlt sein Name mit Unrecht, und in sonstigen Lexicis wird häufig fälschlich 1869 als Todesjahr angegeben!

Sein Hauptwerk „Das Handbuch der medizinischen Klinik", das in 8 stattlichen Bänden in den Jahren 1829—39 erschienen ist und seiner Zeit sicher allen Ansprüchen genügen mußte und genügt hat, ist noch heute eine wahre Fundgrube. Naumann hat ein stilles Gelehrtenleben geführt

und es ist interessant, mit den Augen der heutigen Zeit seine Briefe zu lesen. Wie richtig hat er z. B. die Bedeutung I. R. Mayers erkannt und ihn neben Kepler und Newton gesetzt! Daß er die aufdämmernde moderne Chemie nicht völlig würdigen konnte, wer wird ihm das verdenken. Politisch hat er die Einigung Deutschlands freudigst empfunden und mancher Satz aus seinen 167 Briefen an seinen Bruder[1]) gerichtet, mögen als heute geschrieben imponieren.[2])

Gleich im ersten an seine Mutter gerichteten Briefe gedenkt er dieses von ihm verfaßten Handbuches.

V. Naumann an seine Mutter.

Bonn, den 4. Dec. 1836.

. . . Ich bin im preußischen Staatsdienste durch eine merkwürdige Prüfungsschule der Geduld gegangen, und erlebe jetzt wenigstens die Genugthuung, daß mein Handbuch, welches jene Behörde mit schnöden Recensionen zu beantworten pflegt (die irgend ein behaglich schweigender G. M. Rath schreibt), in ganz Deutschland die lebhafteste Teilnahme erregt und ich darf wohl sagen — allgemeine Anerkennung findet. Herr Geh. M. Rat Berndt, Ritter des rothen Adlerordens, Director der medicinischen und geburtshilflichen Klinik in Greifswald, hat sich nicht geschämt, ganze Seiten daraus abzuschreiben. Vielleicht ist dieser Herr einer von meinen ministeriellen Recensenten. Er hat sein Buch dem Könige dedicirt, und wird höchst wahrscheinlich dafür mit neuen Auszeichnungen und Decorationen geziert werden. Es geht sonderbar in dieser Welt zu . . .

VI. Naumann an seinen Bruder (1837—53).

Bonn, d. 13. Febr. 1837.

. . . „Die halbe Stadt leidet gegenwärtig an der Grippe, die Auditorien sind nur halb gefüllt. Fast alle meine Patienten sind bereits durchseucht . . . In Köln liegen 20 000 Menschen an der Grippe, die mitunter heimtückisch wird . . .“ Die Sterblichkeit (in London) war damals so groß, „daß die Leichenwagen der Stadt nicht mehr zureichten, und daß man besorgen mußte, in dem dicken Nebelmeere von diesen Equipagen zermalmt zu werden. Auch in Belgien zeigen sich hin und wieder perniciöse Formen. . . . .“

---

[1]) Mit Karl Friedrich Naumann stand Goethe auch im Briefwechsel. (Vgl. Bretanek, Goethes naturwissenschaftl. Korresp., Bd. 2, 1874, 8. 5—12.) Auch Goethes Tagebücher verzeichnen ihn.

[2]) Die Briefe umfassen die Jahre 1836—53 und 1863—1871.

Bonn, den 15. April 1838.

Nach 10 jährigem Aufenthalt in Bonn[1]) berichtet Naumann seinem Bruder: . . . „In Bonn wurde ich sehr bald von allen mitgebrachten glänzenden Erwartungen enttäuscht, denn statt des versprochenen Directoriums der Klinik[2]) sah ich mich, plötzlich, unter einer Facultät, deren Mitglieder mich insgesamt, und zwar mit Recht, als rein überflüssig, perhorrescirten, als das fünfte Rad am Wagen angesehen. Ich war der einzige Ordinarius in der Facultät ohne Nominalprofessur, allenthalben stieß ich an und griff, wollte ich als akademischer Lehrer thätig sein, in die mehr oder minder begründeten Ansprüche Anderer ein. Gegen ein Heer von Cabalen und Intriguen habe ich endlich eine Stellung mir errungen, ich darf wohl sagen, dem Ministerium und meinen sämtlichen Specialcollegen zum Trotze, denn die Animosität der letzteren wuchs in dem Verhältnis, wie die Studenten mir Beifall zu zollen begannen. In zwei Fächern habe ich Rivalen niedergelesen, und, neben dem Director der med. Klinik, bin ich der Einzige, welcher regelmäßig specielle Therapie zustande bringt. Dafür hatte ich in den ersten 4—5 Jahren sehr wenige Zuhörer und las gewöhnlich nur ein Publicum, denn man hatte dafür gesorgt, den Studiernden mich als Naturphilosophen, als halbverrückten Narren usw. darzustellen. Ich kann nicht leugnen, daß ich zuletzt nahe daran war, alle Lust am Docieren zu verlieren, welches mir jetzt die angenehmste Beschäftigung geworden ist, die ich garnicht mehr entbehren könnte . . .“

Bonn, den 28. August 1840.

Naumann spricht von seinem eben vollendeten Bande der Pathogenie[1]) und schreibt: „Der Gegenstand ist höchst interessant und von weit allgemeinerem Interesse als die dickbändige, mir zum Ekel gewordene Klinik. Die Untersuchung führt in die Tiefen der Physiologie und Psychologie und berührt die für den Menschen wichtigsten Fragen. An Kampf wird es darauf nicht fehlen. Ich habe mich genötigt ge-

---

[1]) Ueber Neumanns Bonner Zeit vgl. Karl Schmiz, Die medizinische Fakultät der Universität Bonn. 1818—1918. bes. S. 10. — Naumanns Gattin wird in einem Briefe A. W. v. Schlegels an Tieck (Bonn), den 9. März 1839 „meine liebenswürdige und geistreiche Freundin“ genannt. (K. v. Holtei, Briefe an L. Tieck. Bd. 3. Berlin 1864, S. 309.)

[2]) Siehe Meyers Konversations-Lexikon.

[1]) Berlin 1840. In der Vorrede (vom August 1840) spielt er S. X auf Schönleins Vorlesungen an und auf andere berühmte Naturforscher, den er widersprechen mußte, „jedoch nur in einer der Wissenschaft und großen Verdiensten angemessenen Form.“

sehen, die H. H. I. Müller[2]) und Schönlein tüchtig zu Leibe zu gehen. Ersterer ein Duz-Bruder von mir, hat mich schlecht behandelt, der letztere, bei nicht minder glänzenden Verdiensten, ist ein plumper Grobian, der seine literärischen Gegner im Colleg lächerlich zu machen sucht. Ich kann mich daher auf einen harten Strauß, oder auf vornehme Abweisung von oben herab gefaßt machen, werde aber, unter beiderlei Umständen, nichts schuldig bleiben. In einer Welt, wo man getreten wird, muß man wieder treten. Das ist längst meine Lebensansicht geworden . . .

Heute ist die Bestätigung von Arndts Rectorat eingegangen. Er erklärte zwar bei dem Wahlacte, daß er keine Comödie spiele, sondern unwiderruflich entschlossen sei, seiner vorgerückten Jahre und seiner Urkunde in den akademischen Geschäften wegen, das Rectorat nicht anzunehmen. Indeß scheint man in Berlin großes Gewicht auf seine Bestätigung gelegt, und ihn gewissermaßen zur Annahme gezwungen zu haben.

Bonn, 6. März 1842.

. . . . Carus, mit dem ich correspondieren sollte (wegen der Krankheit einer Verwandten), schrieb ausweichend, weil ich Ansichten, die er in seiner Physiologie aufstellt, in meiner Pathogenie bestritten hatte. Außerdem hat man Horn, Schönlein, Clarus consultiert. Viele Köche verderben den Brei .... Daß der arme Tieck (eigentlich) seine einzige Tochter, denn die zweite ist, streng genommen, nicht sein Kind, verloren hat, betrübt uns sehr. Der unglückliche Vater war drei Tage lang ganz stumm, erst am Abend des dritten Tages machte sich die Natur in einem Strome von Thränen Luft.

Im Jahre 1842—1843 war Naumann Rector der Bonner Universität (Vgl. Schmiz).

Bonn, den 25. Januar 1847.

Naumann spricht von einem jetzt 25 jährigen Arzt Dr. von Herff. „Gegenwärtig gilt er für den ersten Operateur Darmstadt's. Er hat zuerst (mit wahrhaft genialem Blick) die Paracentese der Lungen selbst, für den Zweck der Heilung der Phthisis pulmonalis tuberculosa, nicht blos in Verschlag gebracht, sondern auch auf die sinnreichste Weise ausgeführt. In zwei Fällen hat das kühne Beginnen die glücklichsten Resultate dargeboten."

[2]) Mit Müller setzt sich Naumann z. B. S. 118, 168, 241, 267, 333 und mit Schönlein S. 443 f., 461, 495 auseinander.

Bonn, den 28. Dec. 1847.

. . . Neulich habe ich mich mit Chloroform[1]) ziemlich stark narcotisiert, und bin kurze Zeit an der Grenze von Sein und Nichtsein herumspaziert. Sonst bin ich durch das Experiment nicht eben sehr erbaut worden. Auch auf diesen Gebieten wird entsetzlich gelogen und übertrieben.

Bonn, den 20. Februar 1848.

. . . Die physikalische Richtung, deren Du Erwähnung thust (passim die naturhistorische) steht in einem gewissen Gegensatz zur physiologischen (noch vor Kurzen von Schönlein vertretenen) Schule, spaltet sich aber in manche Zweige, mit zum Theil sehr närrischen und abentheuerlichen Tendenzen. Das Feldgeschrei, sowohl der beleibteren Männer als auch der Epheben, welche an der Spitze dieser Ramificationen knospen und blühen, kommt drauf hinaus, daß überhaupt bis jetzt noch gar keine Medicin bestanden habe, daß alles Frühere dummes, ontologisches Zeug gewesen sei, womit eine Schar von Pedanten fortfahre, sich und das Publicum zu stopfen, um auf diese Weise den Weg zur Einsicht zu verbarricadieren. Bei einiger Bekanntschaft mit der Geschichte der Medicin erscheinen dabei Prätensionen freilich höchst komisch, indem man einsieht, daß der alte Tanz um Gräber immer in ähnlicher Weise gefeiert worden ist, während doch der Tod, nach wie vor, eben so inconsequent, schließlich jeden Proceß, in welchem der Arzt plädirt, notwendig gewinnen muß.

In der neuen Ausgabe meines klinischen Handbuches habe ich meine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß es gar keine ärztliche Wissenschaft giebt und geben kann, sondern daß es nur gestattet ist, von einer wissenschaftlichen Behandlung eines sehr verunreinigten, mit Lügen durchsetzten Materials zu reden. Ich bin als Kliniker der krasseste Empiriker, und bekriege eben deshalb in meinem Buch ganz nothwendig die Wiener und die Prager Schule.

In der Klinik dürfen mir die Practikanten nicht theoretisieren, wenn ich ihnen freundlich sein soll. Es handelt sich bei uns nicht um Krankheitsnamen, sondern um die möglichst genaue Beobachtung, Auffassung und Vergleichung kranker Lebenszustände. Daher steht die Skepsis oben an. Deshalb bin ich auch den sorgfältigen Bestimmungen des Leichenbefundes so ergeben, und wühle gern selbst in Cadavern herum, denn es macht mir eine wahre Freude, wenn ich den Klinikern so recht ad oculos demonstrieren kann,

[1]) Vgl. E. Ebstein, Aerzte Briefe aus vier Jahrhunderten. Berlin 1919, S. 80.

welcher Unsinn zum Theil jetzt gefeiert wird und eben Mode geworden ist.

In dem erschienenen Bande der Klinik sind manche Beobachtungen aus der hiesigen Klinik und Poliklinik niedergelegt, aus denen dem Kundigen sattsam deutlich werden muß, daß ich mit dem physikalischen Hülfsmitteln der Diagnose, mit Percussion, Mensuration, Stethoscopie, Plessimeter, und wie das Zeug alles heißen mag, umzugehen verstehe. Ich bilde mir sogar ein, eine besondere Fertigkeit in diesen Uebungen mir erworben zu haben. Wenigstens müssen meine Zuhörer sich lange abmühen, bis sie nach Wunsch hören. Keiner wird es sich einfallen lassen wollen, mich zu täuschen. Aber ich versäume auch nicht die Gelegenheit, auf die vielen Wege zur Täuschung aufmerksam zu machen, zu denen die Stethoscopie die Veranlassung leicht geben kann. Ich bemühe mich, sie auf ihren wahren Werth zu reduciren.

Auch das Microscop wird fleißig von uns gehandhabt. Eben so wenig vermag sich unsern chemischen Reagentien zu entziehen, was nur irgend im Pißtopfe oder im Spucknäpfchen weilt. Selbst im Inhalt des Nachtstuhles wühlen wir herum, und coliren und decantiren, sei es auch nur, um ein Paar armselige Krystalle von phosphorsaurem Ammoniak Magnesia zu erwischen[1]), oder ein zweifelhaftes, gleichsam embryonales Gallenconcrement aufzufischen. Eine schöne Arbeit wirst Du sagen. Manches ist indessen doch dabei zu lernen und es bildet sich eine gewisse methodische Sicherheit raus. Denn (unter uns gesagt) die Resultate für die Therapie sind höchst unerhebliche. Meine Zuhörer wundern sich oft über mich, daß ich durchaus nicht weiß, was Ekel ist, und den Schmutz in keiner Form scheue. Freilich wasche ich mich auch genug . . .

Bonn, den 5. Juli 1848.

. . . Meine Einnahmen sind durch den Weltspectakel furchtbar zusammengeschmolzen. Denn der Besuch meiner Klinik ist sistiert. . . Die . . . Studenten haben jetzt ganz andre Dinge im Kopfe, als pedantische Vorlesungen. Sie halten fast täglich Versammlungen, und bestürmen den Senat mit unausstehlichen Anträgen. Viele von Ihnen haben nur ein Publicum belegt. Man läßt die Sache gehen. Die Gesetze ruhen. Jeder fürchtet sich, den jugendlichen Democraten unbequem zu werden. . .

---

[1]) Schönlein, Ueber Crystalle im Darmkanal bei Typhus abdominalis. J. Müller's Archiv 1836, S. 258 f.

Bonn, den 13. Januar 1849.

. . . Noch schlimmer ist es mir mit meinem Verleger ergangen. . . Nach der Angabe dieses Mannes ginge die 2. Auflage meiner Klinik so schlecht, daß bei dem drohenden politischen Horizonte, vor der Hand über die Fortsetzung sich gar nichts bestimmen lasse. . . Mißmuthig, wie ich geworden, selbst zu einer, wenn auch kleinen und unansehnlichen geistigen Ruine metamorphosiert, gewährte es mir einen gewissen Trost, bei meinem Herumflanieren in Berlin mich an den Anblick einiger, ganz anders bedeutender und stattlicher Ruinen negativ zu stärken, und dadurch eine Art von Hohlspiegel-Vertröstung auf mich zu reflectieren. Ich war bei Tieck[1]) und bei Schelling.[2]) Wie zog nicht die alte philosophische Spinne gegen die Neuzeit und deren Tendenzen los. Da ich im wesentlichen derselben Ueberzeugung huldige, so konnte ich nicht genug zu hören bekommen. Es wären Worte eines göttlichen Zorns gewesen, wenn nicht allzu oft das Individuum mit polternder Heftigkeit dazwischen gefahren wäre. Dagegen stellte sich mir Tieck als ein im Abscheiden begriffener, halbverklärter Greis dar. Mild und sanft beklagte er den Irrthum, in welchem die gemüthlose Welt befangen sei. Es war der am klaren Saume des westlichen Horizonts untergehende Mond, der eben zur rechten Zeit einem wüst heranbrausenden Sturmgewölke weicht. . .

Bonn, den 13. Mai 1849.

. . . Ihr Anführer, Prof. Kinkel[3]), stürzte vom Pferde; doch gelang es ihm, durch's Gebüsch zu entkommen. Man lacht allgemein über die schmähliche Niederlage dieser Maulhelden. . . . . Aber sind das nicht spanische Zustände; und hätte man jemals Aehnliches in Deutschland erwarten können?

Gott sei dem armen Deutschland gnädig! Ob unsere Fürsten nicht schwere Schuld auf sich laden, wage ich nicht zu entscheiden.

Wir leben nur von Tag zum Tage. Die Vorlesungen werden nur vereinzelt und zerstreut besucht. Denn alles ist aufgeregt. Kein Mensch weiß, welches Geschick ihn morgen erwartet. . . .

Bonn, den 13. Sept. 1849.

Naumann spricht von der Ausbreitung der Cholera in der Rheinprovinz usw. In Cöln beträgt „die Mittelzahl der täglichen Todesfälle 60—80 . . . Dazu kommt der Türkenglaube

[1]) Joh. Ludw. Tieck (1773—1853); [2]) Schelling (1775—1854); [3]) Joh. Gottfr. Kinkel (1815—82).

der sonst so orthodoxen Leute: „daß sie nur befallen werden würden, wenn es Gottes Wille sei.“ Denn mit diesem apodictischen Satze wird jede Ermahnung: dem unmäßigen Prassen und Saufen doch für einige Zeit Einhalt zu thun, kurz abgefertigt. Dagegen giebt es Processionen und Umzüge ohne Ende. Das Volk kommt aus den Kirchfahrten, Litaneien und aus einem barbarischen, die Phantasie berückenden Clericaltreiben garnicht mehr heraus. . .

Nach meinen Erfahrungen (jeder beruft sich auf dieses Schiboleth) ist die asiatische Cholera eine ansteckende Krankheit. Das Contagium zündet oder haftet aber nur, wo eine ganz besondere Disposition stattfindet . . .“

Bonn, den 11. October 1849.

. . Madam Moscheles schreibt mir, daß der von ihr verehrte Arzt, Prof. Oppolzer[1]), einen Ruf nach Wien angenommen habe. Die liebe Frau knüpft daran Hoffnungen, die mich betreffen.

Ob ich nun gleich mein Geschick sehr wohl kenne, auch über die Anforderungen der oft frechen und ignoranten Jetztzeit, über die eigenthümliche Tournüre, die man vom klinischen Arzte fordert, mir nicht die geringste Täuschung mache, ob ich gleich mein vorgerücktes Lebensalter ernstlichst und gar bedenklich ins Auge fasse, — so will ich doch meinerseits alles gethan haben, was möglicherweise dahin führen könnte, am späten Abend eines mühseligen Lebens den alten Wunsch zu realisieren, der sich auf die Direction einer medicinischen Klinik bezog.

Ich bitte Dich daher, mein geliebter Bruder, daß Du mir möglichst schnell eine zuverlässige Nachricht darüber zukommen lassen mögest, ob jene die Berufung von Oppolzer betreffende Botschaft begründet sei oder nicht, — und ferner: ob Oppolzer den an ihn ergangenen Ruf annehmen werde, oder nicht? . . .

Bonn, den 27. Oct. 1849.

. . . Nun noch Etwas: Ich habe an Oppolzer lakonisch geschrieben, und ihn, unter Mittheilung des Umstandes, der mich dazu zu berechtigen, oder wenigstens deshalb zu entschuldigen schien, geradezu gefragt: ob er Leipzig zu verlassen gedenke? Darauf erhielt ich die beiliegende[1]) eben so kurz gefaßte, doch freundliche Antwort, die ich mir ge-

---

[1]) Johann Oppolzer (1808—71) war von 1848—1850 Kliniker in Leipzig. (Vgl. E. Ebstein, Joh. Oppolzer in Leipzig 1848—50: seine Antrittsrede und sein Vortrag zur Diagnose der Unterleibsgeschwülste in Sudhoffs Mitt. zur Geschichte der Medizin 1919.

[1]) lag nicht bei. Vgl. E. Ebstein, Johannes Oppolzer in Leipzig, in Mitt. zur Gesch. der Medizin. 1919, S. 366—373.

legentlich zu remittieren bitte. Es versteht sich von selbst, daß Du von dieser Sache nichts darfst transpiriren lassen; damit es sich nicht so ausnehme, als ob ich das Vertrauen, welches O. mir gezeigt, mißbrauche und damit ferner nicht etwa meinetwegen ein unnöthiges und vorzeitiges Geschrei erhoben werde. Ich weiß, ohne weitere Zuthat, daß ich Deinerseits auf völlige Verschwiegenheit, auch O. gegenüber, zählen darf.

(Am Rande: Sprich ja nicht davon, daß O. fortzugehen beabsichtigt, wenn davon officiell nichts bekannt sein sollte!)

Bonn, den 23. November 1849.

Ich wende mich an Dich, mit der wenn gleich höchst überflüssigen und unmotivirten Bitte, daß Du nicht vergessen möchtest, mich zu unterrichten, so bald Du über Oppolzers Abgang irgend etwas definitiv feststeht. . . .

Bonn, den 3. December 1849.

. . . Ich stehe im Spätherbste des Lebens; ich habe es nicht dahin gebracht, einer klinischen Anstalt als Dirigent vorgesetzt zu werden. Das sind keine günstigen Titel, um Ansprüche zu formulieren! Dann, die „Wiener“ (anatomisch-pathologische, physiologische, rationelle, mechanische, heuristisch-genetische) Schule! Du siehst, es fehlt nicht an manichfachen, sich gegenseitig sogar ausschließenden und negierenden Prädicaten! Freilich bin ich in dieser Schule nicht gebildet worden, da sie ein Kind der Neuzeit genannt werden muß. Ebensowenig bin ich ihr in allen Richtungen zugethan. Indessen glaube ich doch mit ihren Lehren ziemlich vertraut zu sein. Dieselbe ist wie jede neue Richtung, durch die vielfachen Widersprüche zwischen Theorie und Praxis, als ein Werk der Notwendigkeit entstanden. Sie hat viel gutes gefördert, manchen alten Schlendrian beseitigt, aber sie theilt die Einseitigkeit, welcher, im Gebiete der Naturbeobachtung, jede zur „Schule“ gewordene Richtung verfallen muß, und droht, einen Dogmatismus vorherrschend zu machen, der einer freien und allseitigen Entwickelung für lange Zeit Fesseln anlegen könnte. In nicht wenigen Kapiteln (z. B. in der sogenannten „Krasenlehre“) werden, unter der verführerischen Benennung von Erfahrungen, nicht ohne Scharfsinn, zum Theil die crudesten Hypothesen vorgetragen, vieles, das sich als neu gebärdet, war längst anerkannt, oder ist selbst uralte Errungenschaft; die Diagnose soll ihr Heil nur aus der Leiche gewinnen und der Sectionstisch hat eine der Therapie (die ja ohnedies auf schwachen Füßen steht) wenig günstige Dictatur sich angemasst. Ich glaube in der Leitung der propädeutischen Klinik eine ge-

wisse Fertigkeit in der Anwendung der mechanischen und chemischen Explorationsmittel, sowie in der anatomischen Beurtheilung der Erscheinungen mir erworben zu haben. Aber freilich, blinder Anhänger der Wiener Schule bin ich nicht. Da aber dieses schwer auf einen concreten Begriff zu reducirende Meteor mit seinem unbestimmten Schimmer einen großen Theil vom literärischen Himmel der Jetztzeit erfüllt, so wird meine Lage dadurch, daß ich nicht zu den gerade Geblendeten gehöre, wahrlich um nichts gebessert.

Ich habe dies Alles vorausgehen lassen, um Dir die Ueberzeugung beizubringen, daß ich nicht blindlings darauf losgehe, und daß ich meine Stellung wahrlich nicht verkenne. Dennoch bin ich entschlossen um die erledigte (oder bald zu erledigende) Professur der Klinik in Leipzig einzukommen. Ich thue es ohne alle Hoffnung auf Erfolg, und, wenn ich Dir schon einmal sagte, nur mit dem Gefühle, mit dem man wohl zu Zeiten ein Viertellos in der Lotterie zu spielen sich entschließt, ohne dabei einen großen Treffer auch nur für wahrscheinlich zu halten.

Bonn, den 4. Dezember 1849.

. . Nach einer fast schlaflosen Nacht bin ich nämlich zu dem Entschlusse gelangt, mich mit gar keinem officiellen Gesuche nach Sachsen zu wenden, mithin weder das Ministerium in Dresden noch die Facultät in Leipzig, als ein Bittender (gleichsam Schutzflehender) anzugehen. . .

Die Schreiberei an Oppolzer und alle derlei unnütze Schritte habe ich natürlich aufgegeben.

Bonn, den 14. März 1850.

. . Wenn ich Deine[1]) Leistungen mit den meinigen vergleiche, so müßte ich billig schamrot werden. Denn was ist das endliche Resultat von all der bändereichen Sudelei, mit welcher ich das langweiligste Repertorium der langweiligsten Literatur, — ich meine die medicinische — vermehrt habe! Ich komme mir vor wie ein alter Sackträger, der von den Lasten die er so lange Jahre hindurch ge- und verschleppt hat hager, krumm und grau geworden ist. Besser würde es gewesen sein, gar nicht zu schreiben, als solchen jämmerlichen Plunder. Aber, wer kann dem eisernen Gebote seines Geschickes entgehen? Mir wurde das harte Joch auferlegt, fort und fort zu schreiben, um nur Geld zu verdienen, auf die Gefahr hin, dabei die Ehre zu verlieren! So bin ich denn nach und nach an den Abgrund gelangt, in welchen ich gegenwärtig hinabblicke.

---

[1]) Neumanns Bruder war der berühmte Mineraloge.

Der Abgrund ist aber nicht so schlimm, es ist nur der des fadesten Alltaglebens und der jämmerlichsten philisterhaftesten Existenz. Man sitzt dabei ganz breit und bedächtig, und wenn die Sorgen und Aengsten nur nicht allzuheftig an der alten Maschine rütteln, raucht man behaglich seine Cigarre und verdampft die aufsteigenden Bedenken.

Im Jahre 1851 wurde Naumann Direktor des Bonner klinischen Instituts, dessen Leitung er 1864 niederlegte. Aus dieser Zeit liegen keine Briefe vor.

VII. Naumann an seinen Bruder (1865—71).

Aachen, den 5. Sept. 1865.[2])

... Auch ich brauche hieselbst die Trink- und die Badecur, um meinem eigenen, baufälliger werdenden Zustande etwas zu Hülfe zu kommen. ... Mich erwarten in Bonn zahlreiche Arbeiten, ... die Dekanatsarbeiten gehen freilich zu Ende. Dagegen haben mich meine Collegen, mit großer Majorität zum ersten Rectoratskandidaten für das bevorstehende neue Academische Jahr ernannt.

Bonn, den 29. Oktober 1865.

.. Laß Dich nur nicht durch den Namen „Kalomel“ abhalten, welchen ich selbst Dir namhaft gemacht habe. Ich möchte wahrlich nicht Arzt sein, ohne dieses, in seiner Art wirksame antispastische Medikament anwenden zu dürfen.

Bonn, den 22. Dez. 1867.

... Alles geht jetzt so reformirend vor, daß man, ehe man sichs versieht, wieder zum A B C-Schützen werden muß, wenn man die Zeit nur einigermaßen verstehen will. Berthold[1]) und Berzelius[2]) sind nun auch zu Grabe getragen worden, Liebig[3]) wird von unsern jungen Chemikern für antiquirt erklärt. Die Typologie beherrscht jetzt den weiten Kreis des chemischen Wissens, obgleich, sobald man von den Gasen absieht, ebenfalls wieder der Hypothese Thor und Thür geöffnet worden sind. Um eine allgemeine Idee von der Sache zu erhalten, habe ich, zu meiner großen Belehrung, die „Einleitung in die moderne Chemie von A. W. Hofmann“ Braunschweig 1866 mit einiger Emsigkeit

[3]) Ein Bild Naumann's aus dem Jahre 1859 (von A. Hohneck) findet sich im Leipziger Institut für Geschichte der Medizin. Darunter steht faksimiliert:

Was ist das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was ist das Besondere?
Millionen Fälle. M. E. A. Naumann.

durchgearbeitet. Uebrigens gefällt Hofmann[4]) in Berlin nicht; man nennt ihn (den Anilinmann) einseitig und streitet ihm das Lehrtalent ab. Wohin soll aber das Spezialstudium der Chemie endlich führen? Unser berühmter Professor Kekulé[5] läßt jetzt an einem Werke über die Derivate des Benzol drucken, welches 3 Bände umfassen wird. Guten Appetit möchte man da ausrufen!

Bonn, den 21. Dez. 1866.

. . Mit der eiteln Decoration des Rectorates geht es zu Ende. Bei uns ist der Rector eigentlich nicht viel mehr, als ein Figurant, der bei gewissen Gelegenheiten einen rothen Theatermantel umhängt, und zwei Pedelle mit bleiernen Szeptern vor sich her schreiten läßt. . .

Bonn, den 25. Dez. 1868.

. . Daß ich Dich mittelbar veranlassen mußte, mit dem Grobian, Thiersch[3]) genannt, in Berührung zu treten, hat mir am meisten leid getan und mich fast schmerzlich berührt. Mit seltenen Ausnahmen, meint jetzt jeder neu auftretende Dozent, durch stolzes Selbstgefühl imponieren zu müssen.

Bonn, den 12. April 1868.

. . Mit Interesse las ich: „I. R. Mayer, die Mechanik der Wärme Stuttgart 1867“ und Abdruck früherer Abhandlungen des berühmten Heilbronner Sonderlings, der (wenn ich nicht irre, in Poggendorffs Wörterbuch*) bereits als ein im Irrenhaus verstorbener bezeichnet worden war. Die Abhandlungen sind vom Verfasser überarbeitet und, — in der bescheidensten Form, — mit Wahrungen der ihm gebührenden Prioritätsrechte ausgestattet worden. Die Entdeckungen Mayers, die so lange Zeit im Verborgenen geschlummert hatten, gehören doch schließlich zu dem Großartigsten, was seit Kepler und Newton, in der Erkenntnis der Natur geleistet worden ist. Welche Anerkennung ist ihm geworden; wo haben die stolzen Academien ihn der Aufmerksamkeit wert erachtet? Der ungekünstelte Styl und selbst der etwas pleonastische Vortrag, Alles hat mir gefallen.

---

[1]) Berthold (1748—1822); [2]) Berzelius (1779—1848); [3]) Liebig (1803—73); [4]) Hofmann (1818—92); [5]) Kekulé, Fr. v. (1829 bis 1896); Chemie der Benzolderivate 1867.

[2]) C. Thiersch (1822—95) war 1867 als Nachfolger Günthers nach Leipzig gekommen.

*) Stimmt, ist im folg. Band berichtigt.

Bonn, den 26. Dez. 1868.

. . Mir selbst wünsche ich, daß es uns vergönnt werde, Euch noch einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, bevor die letzten Anklänge an das Naumannsche, bis ins 18. Jahrhundert zurückgreifende Lebensdrama völlig verklungen.

(Bonn) Eingegangen 24. Mai 1869.

. . Von der Praxis, die ich niemals gesucht habe, die auch niemals bedeutend war, suche ich mich, nach Kräften, loszumachen. Meine academische Thätigkeit ist eine überaus geringe, da sie sich meist lediglich auf ein Publikum beschränkt, das nicht einmal sehr frequentiert wird. (Meist: Geschichte der Medizin, oder med. Geographie[1]), Klimatologie und Balneologie). Mit einem Worte: ich greife nicht mehr in die Zeit ein, und befinde mich in der Verfassung, um ordnungs-, und dem gewöhnlichen Schlendrian gemäß, zu meinen Vätern versammelt zu werden.

(Bonn) 29. Dez. 1870.

. . Der fürchterliche Krieg will nicht zu Ende gehen, wie lange soll das Morden im neuen Jahr noch fortgesetzt werden? . . . Die französischen Behörden scheuen sich nicht, wahre Brandbriefe gegen uns unter das Volk zu schleudern, in denen sie zur Tötung, Plünderung und Einäscherung auffordern. Das Blut unserer braven Soldaten fließt in Strömen, aber wir müssen den niederträchtigen Feind zu Boden werfen, es koste was es wolle. Wir behalten ihn sonst auf dem Halse . . . Daß wir Elsaß haben müssen, ist allerdings wohl nötig, aber ich hasse beinahe diese entarteten Deutschen, welche eingefleischte Franzosen sind und bleiben wollen. Möchte ich ihnen doch lieber einen Fußtritt geben, damit sie recht bald mit der Lügenbrut wieder vereinigt wären. . . .

Bonn, den 30. Januar 1871.

. . Zuerst wollen wir uns gegenseitig herzlichst und freudigst beglückwünschen, daß, nach so langer und fürchterlicher Blutarbeit, die stolze Hauptstadt der Gallier vor dem geeinigten Deutschland endlich sich beugen mußte. Da wir jetzt dieses Babel in unsern Händen haben, so dürfen wir auch hoffen, daß wir, im Besitze dieses Unterpfandes, den

---

[1]) Vergl. Anton Springer. Aus meinem Leben. Berlin 1892. S. 219. „Keinem Bonner fiel es ein, in ernsten Krankheitsfällen sich an einen Kliniker zu wenden. Auf meine naive Frage, in welchem speziellen Fach der Kliniker für innere Krankheiten glänze, erhielt ich schmunzelnd zur Antwort. In der Geographie Amerikas."

Frieden, einen ehrenvollen, alle Schuld sühnenden Frieden, zu erwarten haben.

* * *

Der letzte von Naumanns Briefen ist vom 16. April 1871 datiert. Naumann starb am 19. Oktober 1871.[2]) In Bonn scheint er sich nicht restlos glücklich gefühlt zu haben, wie er öfter betont hat. Und so schreibt er am 6. März 1842: „Und doch ist mir dieses preußische Paradies bei der steten Lustigkeit und Vergnüglichkeit seiner Bewohner, nicht ganz nach meinem Sinn. Ich ziehe doch immer die Germania magna vor.

Sie sollen ihn nicht haben,
Doch laßt mich nicht begraben —
An diesem freien Rhein.
In wüsten märkschen Sande,
In dem mir lieben Lande,
Da legt mich einst hinein[3]).

---

[2]) Das Datum fand ich nur bei Stricker (Virchows Archiv, Bd. 54, 1872) verzeichnet; sonstige Nekrologe in Zeitschriften habe ich nicht aufzufinden vermocht. Der Index Catalog der Bibliothek in Washington läßt Naumann schon 1869 sterben. Richtige Daten enthält jetzt übrigens Meyers Konservationslexikon.

[3]) Parodie auf Beckers Rheinlied, steht nicht bei Z. Funck. Klänge aus der Zeit. Hervorgerufen durch die neuesten politischen Ereignisse und zunächst durch das Beckersche Rheinlied. Erlangen 1841. Ueber Beckers Persönlichkeit vgl. Th. v. Kobbe, Humoristische Reisebilder. Hamburg 1843, S. 42 ff.